

(Nachdruck verboten.)

Und vergieb uns unsere Schuld!

(Erzählung von Erlich zu Schrifeld.)

Ein grauer, trüber Tag. Spät erst wich die Nacht dem zögernden Morgen und mit mattem Schein schimmerte rothgelb das Frühlucht im fernem Ost. Das war der letzte Sonntag im November, der Tag der Todten. Ein dichter Wolkenfleck bedeckte der Sonne sonst so strahlendes Angesicht, der Himmel hüllte sich in ein unruhig-schlechtes, graues Gewand und ein feiner Regen prillte, gesagt vom hoch brandenden Westwind, über die öden Fjuren. Das war der erste Tag, gewiebt der stillen Trauer um den Verlust unserer Aeltern, die uns verlassen mußten, da wir's am wenigsten gedacht. Stumm und ernst zogen sie hinaus vor das Thor zu der Stätte, wo die dunklen Gypstreffen lagen und mahndend empor zeigten zu dem Himmel, der heute trauert mit den Trauernden. Zwischen den wehklühenden Kreuzen wandeln die schwarzen Gestalten der zurückgebliebenen und legen der Beie Spende auf die Gräber der Aeltern. In stillen Gebet wollen sie an der Stätte des Friedens und ihre Thränen fallen heiß und schwer in das erdberührende Gras, Thränen der Beie. Sie durchdringen die kalte Erde mit ihrer Gluth, die durchdringen den morschen Sarg und geben denen, die dort unten schlummern, Kunde, daß sie nicht vergessen sind von ihren Aeltern. In dem entlaunten Gesagel der Trauerweiden singt der Wind einen Hymnus des Todes, heimlich raunt und flüstert's im verdorrten Blattwerk verdorrter Kränze und krächzend zieht hoch in den Lüften der Raben hungriger Schwarm über das Todtenfeld dem nahen Walde zu. Hunderte gehen, Hunderte kommen, Stunde um Stunde verinnt und — immer daselbe Bild. Und der Tag kein End nehmen, jeder traurige, thranenreiche Tag? Die Stunden des Mittags sind längst vorüber, des Tages Licht wendet sich zur Dämmerung, langsam, langsam, doch unabwendbar. Aus der Grabkapelle, deren Appellbau mit dem goldschimmernden Kreuz sich dunkel abhebt am bleigrauen Himmel, tönt leis Orgelspiel.

Der Echo des großen Kronenrichters bringt durch die bunten Säulen der hohen Bogenfenster hinaus in das Zwielicht des sterbenden Tages und verhallt in traurigen Klängen der Anbäuhigen durch die Stille, ernst und schwer. Alle die Besucher des Kirchhofs sind hinständig in den Tempel des Schmerzes, ihre Seelen zu erheben und Trost zu empfangen durch die Worte des Glaubens, der Beie, der Hoffnung.

Nur einer ist draußen geblieben, — giebt es für ihn keinen Trost, keine Beie, kein Hoffen?

An einem wohlgepflegten Grabe sitzt er auf der grün gefirnischten Bank, lange, regungslos. Sein Blick haftet am üppig wuchernden Ephyu und auf dem weißen Kreuz, das den Namen der treuen, ach und so heiligeliebten Gesehrtin seines Lebens trägt, die nun schon mehr als zwei Jahre in stiller Erde ruht. Die gebleichten Waden seines Haars zerzaust der Wind, er admet nicht darauf. Der seine Aelgen hat ihn durchdrängt bis auf die Haut, er bemerkte es kaum. Aber als der Klang der Orgel sein Ohr trifft, da zuckt er zusammen und blickt empor. „D“, murmelte er, „Ihr habt es gut und euer Opfer ist Gott angenehm. Ihr wandelt zwischen den Gräbern und der Segen der Euren steigt aus ihnen empor, euch zu umgeben, euch zu geleiten durch den Rest eurer Tage. Aber ich, aber ich! Stönt ich den Fluch der Schuld von meiner Seele wälzen, thönt ich zurückblicken auf die Zeit der Noth mit ruhigem Gemüthe, wie ihr, ich wollte jauchzen und Gott loben und danken immer und immer.“

Ja, ihr, die ihr hinausgeht mit euren Kränzen, die ihr weint und klagt um eure Aeltern im namenlosen Schmerz, ihr tragt leicht, was ein unabweisbares Geschehnt auferlegt, ihr seit getrieben weil ihr gethan habt, was ihr vermocht, eure Seelen sind nicht belastet von der Schuld, die jener mit sich herumträgt Tag für Tag, bis auch ihn der Tod davon erlösen wird.

Wie war es doch? Die Beute erzählen es noch heute, und als es geschah, gab es nur dies eine Thema. „Ist freilich erkrankt man sich der Sache kaum noch, es ist Gras darüber gewachsen und nur am Todenscheit, wenn man hinausgeht zum Friedhof und den Mann am Grabe seiner Frau zu begründet, so theilnahmslos für die Augenwelt sitzen sieht, dann wird wohl die Erinnerung wieder lebendig, die Erinnerung, die mit ihm vom Lager sich erhebt und doch mit ihm nicht schlafen geht.“

Er war Arzt. In einem der am dichtesten bebudelten Viertel der großen Stadt übte er seine Praxis. Er erfuhr sich allgemeiner Beliebtheit, weniger seiner Erfolge wegen als wegen der Menschensfreundlichkeit und der Unermüdlichkeit, welche er namentlich dem weniger wohlhabenden Theile seiner Mitbürger angedeihen ließ. Ihm war keine Stunde zu spät, kein Weg zu weit. Er war nicht nur dem Körper ein Arzt, sondern auch den bekümmerten Seelen, die er aufzurichten, und zu ermutigen

lichte, wo er konnte und öfter als einmal hatte er die Noth einer vom Schicksal hart bedrängten Familie durch aufopfernde Thätigkeit besiegt. Und doch hatte auch dieser Mann einen Fehler, er war zerirrt. Sein leicht erregbares Blut beeinträchtigte die Festigkeit der Gedanken, die durch die unbedeutendsten Vorwände von ihrer Bahn gelenkt werden konnten. Obwohl er genau wußte, was er zu thun hatte, verlag er doch leicht selbst wichtige Dinge, denn er war bei seinen Patienten meist mehr mit dem Gemüth als mit dem Verstande thätig.

Diefer Schwäche war er sich wohl bewußt und kämpfte mit aller Energie gegen sie an. Aber wenn er sie überwunden zu haben glaubte, so überzeigte ihn bald ein neues Vorwandsstück von der Erfolglosigkeit dieses Kampfes. Er litt schwer unter dem Eindruck, den dieser Umstand sowohl auf seine Kollegen wie auch auf seine Patienten nachhergemacht machte. Erstere behandelten ihn mit rücksichtslosem Mitleid, letztere wurden nichttraulich und wandelten sich mehr und mehr jüngerer Kräfte zu. Schwerere Unglücksfälle hatten sich allerdings noch nicht ereignet, es war, als ob eine unsichtbare Hand immer wieder helfend und bescheidend eingegriffen hätte, kleinere Störungen aber kamen nicht zur Kenntniß der Aeltern, sie wurden nur hin und wieder von anderen Ärzten entdeckt, die in wohlangeordneter Kollegialität dieses genug waren, dem Publikum gegenüber von ihren Entdeckungen zu schweigen. Das schützte den armen Mann zwar äußerlich vor dem Schlimmsten, aber er verhehlte sich nicht, daß ein Tag kommen könnte, der das Maß zum Ueberlaufen bringen, sein Wehnd befestigen würde. Immer droher bestanden das schredlich Gespenst der Noth vor ihm auf, seine Unfähigkeit wuchs in demselben Verhältnisse, wie sich Selbstvertrauen verminderte. Da war es oft, als zogen schwarze Schatten über seine Seele. Dunkle, unheilvolle Gedanken keimten in seinem gemarterten Hirn und das einst so heitere Auge blickte düster finstern hinaus in die Welt, die seine Freunde mehr für ihn hatte. Ein verfehlter Beruf, ein verlorenes Leben, das nur noch werth war, sorgeworfen zu werden. In solchen Stunden hoffnungsloser Verzweiflung war es die starke Liebe seines im stillen leidenden Weibes, die ihm die immer tiefer werdenden Falteln von der Stirn lädelte, die ihm mit neuem Muthe befehle, die nicht aufhörte, ihm zu vertrauen, an ihn zu glauben. Wie sie es ihm gelobt am A. ror, so stand sie ihm zur Seite, treu, unerschütterlich, ohne Wanken. In entsetzten Stunden weinte sie wohl und betete für ihn, aber sie ließ es ihm nicht merken und trug die schwere Last allein und heimlich. Ante er, was sie litt um seinetwillen? Vielleicht nicht. Aber er küßte den warmen Hauch ihrer Beie, die ihn aufrecht hielt, die den Grund bildete, von welchem sich der Aeltern seines Lebensschiffes nicht zu lösen vermochte. O, er erlachte wohl, wenn ein Kneid er an der blaffen Frau befaß, deren blaue Augen so gültig zu lächeln wußten, deren Hände so besänftigend sein Haupt streichelten, wenn er verzagen wollte. Wenn er spät am Abend das Schlafgemach betrat, oder wenn er am frühen Morgen erwachte und auf die ruhig schlummernde blickte, dann stieß es über seine Lippen ein stiller Gebet: „Ich danke dir, Vater im Himmel, daß du sie mir auf neue geschenkt hast für diesen Tag!“ Und mit Schmerz gedachte er der Zukunft, die einen Morgen bringen würde, dem sie nicht mehr gemeinlich begrüneten.

Ach dieser Morgen sollte kommen, schneller, furchtbarer, als sie beide es ahnten.

Ein ganz unbedeutendes, äußerliches Leiden war es, von welchem seine Frau heimgeführt wurde. Ein kleiner operativer Eingriff genügte, sie davon zu befreien, er war sehr unbedeutend. Die Frau fürchtete wohl kaum den Schnitt des Messers, er aber, der Mann, der Arzt, fühlte ihn wie am eignen Fleisch. Er sollte ihr wehe thun, der zarten, schwachen Frau! Das brachte er nicht über sich. Er schlug ihr vor, ein Kollege möchte die Operation ausführen. Da sah sie ihn vorwurfsvoll an, sie wollte nichts wissen von einem Fremden, sie hatte ja ihren Gatten, dem sie bewiesnen wollte, daß sie ihm vertraue. Da kam ihm ein Gedanke: die Anästhesie! Ja, wenn er sie narcotisirt, wenn sie dem Schmerze entrückt war, dann würde seine Hand nicht beirrt von dem Mitleid, das ein Gelingen der Operation in Frage stellen konnte.

Ein stiller Nachmittag war es. Die Sprechstunde ging vorüber, nur zwei arme Frauen hatten sich mit ihren zu haubenden Kindern eingelunden, sich etwas gegen den Husten der Kleinen verschreiben zu lassen. Nun herrschte Stille in dem noch einem kleinen Garten hinaus gelegenen Sprech- und Studierzimmer, draußen zwitscherten die Spähen und die früh untergehende Sonne warf einen rothen Schein auf das gegenüber liegende Gemäuer. Auf einem an der Wand stehenden Sopha ausgebreitet lag die Gestalt der Patientin, das roth gelbe Tageslicht fiel auf ihren zum Theil entblößten Oberkörper und der Gatte traf die Vorbereitungen zur Operation, er hatte nichts vergessen, die Instrumente, die antiseptischen Mittel, das Verbandzeug, alles war zur Hand und eine Störung nicht mehr zu erwarten. Jetzt legte er ihr die Maske an. „Wenn ich sie wieder abnehme“, jagte er, um sie zu

ermuthigen, „wirft Du nichts wissen von Schmerzen, alles wird gut vorüber sein und Du wirst wieder ruhig schlafen.“ Sie wandte ihm ihr Gesicht zu und lächelte. „Ich weiß es“, sagte sie einfach, „und lege mein ganzes Sein furchtlos in Deine Hände.“ Sie heftete ihren feucht schimmernden Blick auf sein Gesicht und ließ ihn dann hinaus gleiten in das rothglühende Licht des sinkenden Tages, als wolle sie Abschied nehmen, dann leise, ganz leise und wehmüthig stieg ein Gebante in ihr empor: „Wie, wenn dies der letzte Blick wäre, der Lize Bild in dies arme Leben, wenn es kein Erwachen gäbe aus der Nacht, die dich nun umfangen soll?“ Sie drehte den Kopf herum, das Gesicht der Wand zugewendet schloß sie die Augen. Und dann drückte sie dem Gatten die Hand, fest, wie er es verlangte, fest, ohne zu zittern. Und der Druck wurde allmählich schwächer, immer schwächer, bis die Finger kraftlos herabschlitten. Nun begann der Arzt seine Thätigkeit mit festerer, grüßter Hand. Wenige Minuten genügte zur Anlegung des Verbandes. Er athmete erleichtert auf. „Gott sei Dank“, rief er, „das wäre vollbracht.“ Da tönte im Vorraum die Glocke, schrill, heftig, wie ein Hilferuf in der Noth. Warum öffnete die Thüre nicht? Wichtig, er hatte sie ja vorgeschrieben, um ungestört zu sein. Schnell nahm der Arzt eine wollene Decke und wusch sie schüßend über die Schultern seiner Frau; dann eilte er hinaus. Man brachte einen armen Kranken, der dem Ersinken nahe war. Er hätte eine Nadel verchluckt, welche ihm in die Luftröhre gesteckt war. Dämmerung füllte bereits das Gemach, es war zu dunkel, um mit Sicherheit dem kleinen Eindringling folgen zu können. Der Arzt entzündete die im Wohnzimmer stehende Lampe und nach mehreren gelegentlichen Verordnungen glückte ihm die Entfernung der gefährlichen Nadel. Mutter und Kind entsenkten sich glücklich und dunklerfüllt und der Arzt, sich der gelungenen That freudig, geleitete beide hinaus. In der Thür beglückte ihm sein Sohn, ein flottes Stübchen, der von einem Spastergang heimkehrte. „Guten Abend, Pappa“, sagte er, „mich so spät B-such? Wie geht's der Mama? Wo ist sie denn?“ Er bekam keine Antwort und befremdet sah er den Vater an. Was war das? Jeder Mitleidstrahl aus dem Gesichte des Mannes gewichen, gepenstlich starrten ihn die erstarrten Augen an und dann lang es wie das Gurgeln eines Ertrinkenden. Zumeist wie ein Betrunkener wandte der Arzt zur Thür seines Zimmers, zur Lagerstätte seiner Frau, rief mit zitternden Händen die Maske von ihrem Gesichte und stürzte wie vom Blitz getroffen mit einem morderischen Schrei zu Boden. Nun war es geschehen, was er immer und immer gefürchtet und um eigenen Weibe war er zum Mörder geworden, an ihr, die mit rührendem Vertrauen ihr ganzes Sein in seine Hände gelegt hatte, an ihr mußte sich sein graufames Geschehnt erfüllen. Nun hatte er ihr die Maske abgenommen, aber zu spät, zu spät! Nun war alles gut vorüber, nun würde sie nichts mehr von ihren Schmerzen und konnte wieder schlafen, schlafen für immer. O, warum mußte jener Knabe gerade in dem Augenblick kommen, wo er sein Weib ins Leben zurück rufen sollte! Warum ließ er sich von dem neuen Vorfall so vollständig hinnehmen, daß er die älteste Pflicht darüber vergaß! Wie geht es der Mama? Wo ist sie? Und Gott der Herr sprach „Kain, wo ist dein Bruder Abel?“ War es nicht dieselbe Frage, die Gott durch den Mund seines Sohnes an ihn richtete, den Gattenmörder? Ach, es giebt ein Leid, so groß, daß kein Meer von Thränen tief genug ist, es zu vertieften! Das ist die Schuld, begangen von denen, die wir lieben, die Schuld, die wir nicht sühnen können, die wir uns selber nicht vergehen und die noch alle Reue immer wieder neu wird in der Qual endloser Selbstanklage. Nun war sie tot, die Einzige, die seine Last mit getragen, die Einzige, die an ihn glaubte. Sie war gestorben durch ihn, ein Opfer ihres hingebenden Vertrauens, ein Opfer seiner Schwäche, seines hochhabenden Verhängnisses und seine noch so schwere Strafe konnte die That ungeheuer machen.

Ein dumpfer Schmerz kam über ihn. Dem Ausbruch der Verzweiflung folgte ein banghängiger Zustand der Letargie, der ihn unempfindlich für alles machte, was um ihn her vorging. Der Gedanke, seinem öden Dalein ein Ende zu machen, trat verlockend an ihn heran. Aber wozu? Ob er lebte, ob er starb, ihm war es gleichgültig, fast unbewußt aber lenkte, ihn ein ihm in Furcht und Blut übergegangener Grundblut: nicht der Hand des Richters zu entziehen, nicht ihm vorzugreifen, sondern zu tragen, zu sühnen, soweit er konnte. Nur noch einmal flammte der unabhängige Schmerz seiner Seele empor, das war an dem Tage, da man ihn trennen, so ihr geliebtes Weib zur ewigen Ruhe bestattete, und dann ward es stille in ihm, tot und still. Er rief die Menschen und hielt nur Zwiesprach mit ihr, seiner Hingegangenen. Der Arm der irdischen Gerechtigkeit streckte sich nicht nach ihm. Keiner der Männer, die ihn loben, hatte das Herz und den Muth, ihn öffentlich anzuklagen, den armen Mann, der unter der Wucht seines Schicksals nicht zusammenbrach. Aber die Menschen gingen ihm aus dem Wege, wie er ihnen auswich. Es war einlam geworden in seinem Hause und allein wandelte er seine entlaunten Beie,

